Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **15 (1937-1938)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

XU 382 h

ZÜRCHER STUDENT

Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule

XV. Jahrgang (jährlich 10 Nummern) Heft 1 April 1937 - 38

INHALT

Lappalien . . . . . Seite 1
O. Weinmann: Pazifismus abgebaut . . . . „ 2
V. M.: Das Wunderbare . . . . . „ 15
Dies academicus! . . . . . „ 19
Hans Roelli: Lieder zur Laute . . . . . „ 21
Ernst Mörgeli: Der Unbekannte . . . . . „ 22
D. R.: Hier Begleitdienst beider Hochschulen! „ 24
Mitteilungen vom Studentenheim an der E. T. H. . . . . „ 27
Fr. Kubli: Die Kuppler kommen! . . . . . „ 28
Universität . . . . . „ 29
Sport . . . . . „ 31
Bücherbesprechungen . . . . . „ 31

Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Schon als Student

sollten Sie daran denken, sich durch Abschluß von **Unfall- und Lebensversicherungen** gegen die materiellen Folgen von Unglücksfällen zu schützen. Sie sichern sich dadurch gegen Zufälle, die Sie am erfolgreichen Abschluß Ihrer Studien hindern könnten. Diesen Schutz gewähren wir Ihnen gegen mäßige Prämie. Verlangen Sie kostenlose Zustellung unserer Prospekte.

Winterthur

Schweizerische Unfallversicherungs-Gesellschaft in Winterthur, Tel. 22.111

Lebensversicherungs-Gesellschaft, Telefon 22.115

Die Alkoholfreien Wirtschaften

des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften in Zürich.

1. Blauer Seidenhof, Seidengasse 7, Zürich 1, 3-5 Min. v. Hauptb'hof.
2. Karl der Große, Kirchgasse 14, beim Großmünster, Zürich 1.
3. Olivenbaum, Stadelhoferstr. 10, b. Stadelhofer Bahnhof, Zürich 1.
4. Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4.
5. Freya, Freyastraße 20, Zürich 4.
6. Sonnenblick, Langstraße 85, Zürich 4.
7. Wasserrad, Josefstraße 102, Zürich 5.
8. Kirchgemeindehaus Wipkingen, Zürich 10.
9. Platzpromenade, Museumstr. 10, Zürich 1.
10. Rütli, Zähringerstr. 43, Zürich 1.
11. Zur Limmat, Limmatquai 92, Zürich 1.
12. Frohsinn, Gemeindestraße 48, Zürich 7.
13. Lindenbaum, Seefeldstraße 113, Zürich 8.
14. Kurhaus Zürichberg, Zürich 7, Pensionspreis, Zimmer inbegriffen, Fr. 7.— bis 8.— täglich.
15. Kurhaus Rigiblick, Zürich 6, Pensionspreis wie Kurhaus Zürichberg.
16. Baumacker, Zürich-Örlikon

Hauptbüro des Vereins für Auskunft und Stellenvermittlung

Gotthardstraße 21, Zürich 2.

ZÜRCHER STUDENT
OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XV. Jahrgang, Heft 1 — April 1937
Preis der Einzelnummer Fr. —.50 Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1
VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Lappalien

1. April 1937.

Der Regierungsrat von Zürich hat einstimmig beschlossen, den Gebrüdern Scheinwerfer, Guggu & Co. bis auf weiteres das Patent zu entziehen.

Die neuen Amtshäuser sollen in Zukunft eine weithin sichtbare Aufschrift bekommen, um den ewigen Verwechslungen mit Grand Hotels, Privatkliniken, Kasinos etc. seitens der Fremden und weniger Fremden ein Ende zu bereiten.

Das nach kurzer Durchberatung gestern Abend angenommene eidgenössische Strafgesetz tritt, sofern die Kantone und Halbkantone nichts anderes beschließen, ab heute in Kraft.

Neben dem 1. Mai soll nun auch der 1. August zum obligatorischen schweizerischen Nationalfeiertag erhoben werden. Man kann dieser Neuregelung um so mehr ohne Bedenken entgegensehen, als dieses Jahr der 1. August ohnehin auf einen Sonntag fällt.

Die Direktion des Hauptbahnhofes hat sich bereit erklärt, während der allgemeinen Verdunkelung der Stadt eine Lichtwoche einzuschalten.

*

Vor wenigen Wochen lief in dieser Stadt ein Film, der authentische Aufnahmen über den Bürgerkrieg in Spanien zeigte. Die Voranzeigen in den Tagesblättern machten darauf aufmerksam, daß ein Massenandrang des Publikums zu erwarten sei und man gut daran täte, sich die Karten im Vorverkauf zu sichern. Der Film sei von acht Operateuren (vier bei General Franco und vier bei der Volksmiliz) unter Lebensgefahr aufgenommen worden, und der tit. Besucher könne seinerseits ohne jede Lebensgefahr die Bombardierung von Madrid miterleben und Klöster und Kirchen in Flammen aufgehen sehen. Im weiteren wurde einem ein Tankangriff und ein Handgranatenkampf versprochen, und wer die Augen offen hielte, bekäme auch Frauen im Schützengraben zu Gesicht. Über allem aber stund in Fettdruck, daß das Publikum aller Kreise von dem Gezeigten begeistert sei. Man höre und staune: begeistert!

Im zweiten Riesenfilm — dem herrlichen Lachschlager, wie einem die Direktion versicherte — verriet eine blonde Koloratursängerin ihrem

Liebsten neckisch, wo die Lerche singt, und es war viel ungarisches Leid darinnen und Lust. Am Schlusse nur Lust. Die Kinoleitung war offenbar bestrebt, den vorausgegangenen Alpdruck mit einem sacharinsüßen Bettmümpfeli zu beheben. Dies alles für Fr. 1.65 (inklusive Billettsteuer) und mit bequemer Sitzgelegenheit.

*

Der Superlativ ist fast ausnahmslos ein pathologischer Egoist, der kein anderes Wort neben sich duldet. Er ist der Bescheidenheit bar und wird wegen seiner Erregbarkeit leicht zum Zerrbild oder gar zur Lüge. Seine wesentlichen Merkmale sind die überbordende Phantasie und der Wankelmut; denn was er heute gutgläubig als heilig lobpreist, verdammt er morgen als frivol. Er übersteigert sich selber bis zur Verstümmelung, und darum ist er recht eigentlich der Masochist unter den Wörtern. Letztendlich aber ist er ein armer Irrer, und darum gehört ihm unser Mitleid.

*

„Tschuggerei" ist keine noble Bezeichnung für unsere Heilige Hermandad und auch „Schroterei" nicht. Dessen sollen nicht nur die Spitz- und Gassenbuben ennet der Sihl eingedenk sein, sondern auch die andern obern Zehntausend. Es wäre auch nicht fein, von den Anwälten a priori zu behaupten, sie seien Rechtsverdreher, wiewohl mancher Jurist ein Unrechtsanwalt ist und mancher Lehrer ein Leerer und wohl gar mancher Journalist beileibe nicht à jour. Dieser Satz gilt nicht des bloßen Wortspiels wegen.

PAZIFISMUS ABGEBAUT.

Vorbemerkung der Redaktion: Der im Januar-Heft erschienene Artikel von Hugo Mettler „Et in terra pax" hat in weiten Kreisen der Leserschaft Beachtung gefunden und naturgemäß lebhafte Anerkennung oder Ablehnung hervorgerufen. In der Absicht, ein möglichst umfassendes Bild unserer Studentenschaft zu vermitteln, geben wir hier gerne der Arbeit eines Kommilitonen Raum, die zu den Mettler'schen Ausführungen Stellung nimmt.

Hugo Mettler schreibt in der Januar-Nummer des „Zürcher Student" einer typischen Nachkriegserscheinung — der Schwärmerei von der Möglichkeit des ewigen Friedens auf Erden — den Schwanengesang. Sein Artikel wird ungewollt zum resignierten Eingeständnis, daß der von so vielen Seiten auch bei uns hochgepriesene Pazifismus eine Irrlehre war. Hugo Mettler stimmt diese Feststellung wehmütig; wir aber sagen Gott Dank dafür, daß er uns ohne schweren Schaden diese Schwäche überwinden ließ.

Schauen wir auch von unserer Warte nochmals zurück auf diese Zeit des Suchens, die für so viele weltfremde träumerische Ideen und Wünsche einen selten fruchtbaren Nährboden darstellte. Die Abscheu und die Angst vor den Greueln eines neuen Krieges, die Verkünder idealer Heilslehren, die christlich religiöse Berufung auf Gebote der christlichen Moral, da-

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

neben sehr realpolitische Gründe gewisser Parteien, eine gewisse Feigheit, Lauheit und Drückebergerei, fanden sich zusammen in der großen Gemeinde der Antimilitaristen, der Pazifisten. Die Phantasie tummelte sich in der Aufzählung von Kriegsverhinderungsmaßnahmen, und die Sorge edler Patrioten, daß die Völkerfriedensbünde an unserer menschlichen Unvollkommenheit scheitern könnten, wurde als kleinmütige Kritik von den in ihrem Innersten getroffenen Militaristen verlacht.

Die Pazifisten wollen keinen Krieg mehr. War früher die Zivilbevölkerung von den Folgen der Kriege weitgehend verschont geblieben, so kämpfen heute nicht mehr nur die Heere gegeneinander, sondern Völker gegen Völker. Bei einer solchen Entwicklung der Kriegführung ist es nun Zeit, daß man zu kriegen aufhört! Auch die guten Christen vergangener Jahrhunderte, die mit gutem Gewissen Krieg geführt haben, wären heute dieser Meinung, so wird im Lager der Pazifisten argumentiert, und womit sichern wir den Frieden einfacher, als daß wir die Heere entwaffnen? Wer soll aber mit der Abrüstung beginnen? Ich sage der Nachbar, und er läßt mir höflich den Vortritt!

Mettler sagt ganz richtig, daß man in der Zeit der allgemeinen Erschöpfung — und eine solche war die Nachkriegszeit — niemals die feste Grundlage für einen dauernden Frieden schaffen könne. Die Völker standen an den Trümmern von so unendlich vielen einmal als eherne Wahrheiten geglaubten Grundsätzen, und es galt erst einmal, einen neuen Weg zu suchen. Man war nur allzubereit, all den Propheten zu glauben, die das Paradies auf Erden verhießen. Aber wie wir bei Enttäuschungen im Leben, bei Leid und Trauer die Zeit als den größten Tröster schätzen, so mußten auch diese unter dem Eindruck der Schrecknisse des Weltkrieges groß gewordenen Strömungen für den Antimilitarismus mit der Entfernung von den Weltkriegsjahren an Stoßkraft verlieren.

Alle die verschiedenen Menschengruppen, die nach dem Kriege gegen die Armee und gegen eine umfassende Landesverteidigung waren, haben den wohltönenden Titel „Pazifisten" für sich in Anspruch genommen. Daß Pazifist heute kein Ehren-

titel mehr ist, verdankt er nicht der Sache, die er vertritt, sondern den Trägern eben dieser Bewegung, den Träumern und Phantasten und den sehr oft reale Ziele verfolgenden Politikern, die im Trüben zu fischen hofften.

Was sind aber echte, wahre Pazifisten? Es sind jene, die an die Möglichkeit glauben, die Anwendung von Gewalt lasse sich aus dem Völkerleben ganz beseitigen. Was war natürlicher, als daß sie die vollständige Abrüstung forderten? Die zwingende Folge einer solchen Wehrlosmachung des Staates ist aber, daß Gedeih und Verderb dieses Volkes vollständig in die Hand der andern Mächte gegeben ist. Viele haben sich, auf diese Konsequenzen aufmerksam gemacht, bekehren lassen: lieber einen schweizerischen Bundesrat, auf den man ja ungestraft und nach Belieben schimpfen kann, als einen ausländischen Regenten, der völlig im Interesse der fremden Macht regiert.

Gewalt kann aber nur mit Gewalt überwunden werden. Das ist eine alte Wahrheit. Und da die heute regierenden Gewalten nicht kampflos weichen, kämen und kommen die Pazifisten bei ihrem Streben, die Welt von der Großartigkeit ihrer Lehre zu überzeugen, sehr bald dazu, sich der gleichen Mittel zu bedienen. Um dem Blutvergießen ein für allemal ein Ende zu setzen, kämen sie eben auch dazu, Blut zu vergießen! — Wollte nicht der Pazifist Lenin der Welt den Frieden bringen? Und heute hat Rußland eine der best ausgerüsteten Armeen. Wirkliche, ehrliche Pazifisten gibt es nur wenige.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, man könne das Verhältnis der Staaten zueinander nach den Forderungen der Moral bestimmen, die im Verkehr der Menschen zueinander gilt. Das ist romantische Schwärmerei. Über diese hinaus gibt es noch die Seite des aktiven Lebens. Die Romantik ist ungegenwärtig und unverantwortlich. Die Geschichte beweist uns seit Jahrhunderten, daß die Völker nicht besser sind als die Menschen. Der Pazifist ist ein Romantiker eigener Prägung. Seine Sehnsucht geht nach dem Paradies auf Erden, ausschlaggebend ist aber immer er selbst. Je nach seiner Stimmung und den Zeitumständen schwelgt er bald in enthusiastischen, bald in tieftraurigen Gefühlen, immer aber macht er die Rech-

nung ohne die Wirklichkeit, ohne die Einbeziehung der wirklichen Lebensbedingungen, wie sie sich dem nüchternen Betrachter darstellen.

Die Vorkriegsjugend hat sich nie mit den Folgen des eventuellen Krieges befaßt. Ihre Harmlosigkeit ist ihre Schuld. Aber kann man ihr solche beimessen? Denn während Jahrhunderten ist Krieg geführt worden. Konnte die Vorkriegsjugend denn voraussehen, daß der kommende Krieg ein totaler, von Volk gegen Volk werden würde? Mit einem Enthusiasmus ohnegleichen ist diese Jugend in den Krieg gezogen. Das gleiche blinde Schwärmertum von einer geistigen Erneuerung im Gefolge eines Krieges kam zu Schuld, wie nach dem Kriege das blinde Schwärmertum vom ewigen Frieden zu Schuld kam. Die jugendlichen Anhänger dieser Propheten wollten für sich die ungestörte und unbeschwerte Jugend um jeden Preis retten, wollten möglichst lange in Träumen leben können, wollten möglichst lange sich nicht mit der Wirklichkeit befassen müssen. Es ist eine Flucht vor dem Alltag, vor der harten Wirklichkeit, die, wie selten eine Zeit, uns beweist, daß eine internationale Schiedsgerichtsbarkeit allein nicht fähig ist, uns den dauernden Frieden zu erhalten. Was nützt das Sehnen nach dem verlorenen Paradies der Ursprünglichkeit, was nützt das Heimweh und die Liebe zum Fernen, wenn man die Gegenwart nicht zu ordnen vermag? Das heißt, mit verbundenen Augen in den Abgrund rennen, wo Vorsicht und Aufmerksamkeit uns einen, wenn auch schmalen Pfad weisen, der uns sicher weiter bringt.

Fragen wir uns: wie wäre das Zusammenleben der Menschen, wenn der Staat nicht durch seine Zwangsgewalt ein friedliches Nebeneinander garantieren würde? Würden alle Menschen den Forderungen der Sittenlehre nachleben, wenn nicht ein Wächter in der Gestalt des Staates im Hintergrunde stehen würde? Der Staat ist dazu da, dem Bösen zu wehren. Friedrich Gogarten definiert den Staat als jene Ordnung, mit der der Mensch seine Existenz sichert gegenüber dem Chaos, gegenüber den zerstörenden Gewalten, von denen er in der

Welt bedroht ist und die aus seiner eigenen Bosheit stammen. Die grundlegende Norm des Zusammenlebens ist die Achtung. Würden wir aber die Selbständigkeit und Unantastbarkeit der Persönlichkeit und Lebenssphäre eines andern respektieren, wenn nicht der Staat wenigstens die Aufrechterhaltung des der allgemeinen Auffassung gemäßen Rechts zu erzwingen vermöchte?

Wenn sich so unsere eigene Unzulänglichkeit — die Pazifisten machen hier keine Ausnahme — offenbart, wie kann dann noch ein logisch Denkender behaupten können, Staaten vermöchten nebeneinander zu leben ohne Selbstwehr? Analog zum Verhältnis Mensch—Staat, müßten wir dann eine Übertragung aller Macht sämtlicher Staaten an eine überstaatliche Stelle vorsehen. Wer aber sollte diese verwalten, und wer sollte darüber gebieten können? Die Mächtigen würden sich den Entschlüssen und Entscheidungen dieser überstaatlichen Organisation so viel und so wenig fügen, wie sie das heute im Völkerbund tun!

Und tun wir einen Blick in die Geschichte: wo ist ein Staat ohne Gewalt entstanden, und wo hat sich einer durchsetzen können nur mit guten Worten und kindlichem Vertrauen auf die Güte der andern, auf deren ritterliche Gesinnung? Es ist immer so gewesen, daß ein Volk, dessen Wehrwillen und Wehrhaftigkeit erstickt und verkümmert waren, untergegangen ist und unterjocht wurde. Nach solchen Überlegungen können nur Träumer noch den Glauben haben, ein Staat könne ohne aktive Friedenssicherung leben.

Der Glaube an die Verwerflichkeit der Rüstungen, der Notwehr und Gewaltanwendung gehört durchaus nicht zum christlichen Glauben, das haben uns schon vor Jahren sich ihrer Verantwortung bewußte Pfarrer gesagt. Man könne sehr wohl ein Jünger Christi sein, auch wenn man sich für die Wehrhaftigkeit eines Volkes einsetze und darin einen Grundpfeiler des Friedens erblicke. In der Bibel finden sich Stellen, wo die Staatsgewalt als etwas Notwendiges und von Gott Gewolltes anerkannt wird.

Die letzte Konsequenz des Grundsatzes, auch Staaten sollten Böses mit Gutem vergelten, wäre schließlich, daß ein Staat, dem ein anderer ein Stück Land geraubt hat, den Räuber dadurch beschämt, daß er ihm zur Strafe noch ein weiteres Stück dazu schenkt! Wie ein Gott es gerecht findet, daß die Zugvögel vor ihrem Flug in den Süden die schwachen und alten Tiere töten, und wie es überall in der Natur ist, daß das Alte, Verdorrte dem jungen Leben Platz zu machen hat, so werden auf Erden auch keine Staatsleichen inmitten der Völker geduldet, die noch an die Zukunft glauben und entschlossen sind, daran zu arbeiten. Ein wehrloser Staat ist die größte Gefahr für den Frieden. Er verdient kein anderes Schicksal, als möglichst bald in der Geschichte zu verschwinden.

Uns alle, die wir für eine umfassende Landesverteidigung eintreten, beseelt der Wunsch, daß es nie mehr zu einer solchen kriegerischen Auseinandersetzung wie im letzten Weltkrieg kommen möge. „Uns ist", so schrieb Pfarrer E. Blocher in Zürich vor 7 Jahren, „das Knallen und Bombenwerfen ebenso ein Greuel wie ihnen (den Antimilitaristen). Wir leiden genau ebenso wie sie unter der Unlösbarkeit des Gegensatzes zwischen Notwehrtragik und christlichem Sittengesetz. Vielleicht mehr als sie, denn wir wissen ja keinen Rat. Uns ist jener letzte Ausweg, den es für Menschen aus derartigen schmerzlichen Wirklichkeiten gibt, versperrt: die Flucht in den Wahn".

Ich bin mit Hugo Mettler gleicher Ansicht, daß der Geist erzogen werden soll. Nur dürfen wir nicht mehr in einer übersteigerten Geisteserziehung unser Heil allein sehen; denn diese ist für den Zusammenbruch im Weltkrieg verantwortlich. Es gilt heute, dem Geist etwas von der strahlenden Wärme des Glaubens an das Wunder der Schöpfung einzuhauchen. Warum empfinden wir eine solche Leere in uns? Nicht weil der Geist nicht erzogen wurde, sondern weil nur der Geist erzogen wurde. Der Geist ist nur Mittel zum Zweck. Die Schulung um seiner selbst willen macht den Menschen arm. Sind wir nicht zu allererst einmal Geschöpfe Gottes? so fragt Julius Schmidhauser.

Hier ist ein Weg, um aufzubauen. Wir müssen die Trümmer einer überwundenen Verwirrung wegräumen; wir können nicht einfach auf den zerbrochenen Eisschollen stehen bleiben und uns im Wasser treiben lassen. Was nützt die Sehnsucht zurück in eine vermeintlich bessere Welt? Können wir die Fortschritte der Zivilisation einfach aus unserem Leben wegstreichen? Wir müssen glauben und wieder lieben lernen. „Wir stehen in einer zu Tode sezierten Welt", sagt Julius Schmidhauser an einem andern Ort seines Buches „Der Kampf um das geistige Reich".

Mit dem aufkommenden Bewußtsein, daß Wehrlosigkeit für ein Volk eine Schmach und ein Verrat an dem von den Vätern überkommenen Erbe bedeutet, drang auch wieder die Anschauung mächtig durch, daß die Wehrhaftigkeit der Ausdruck der innern Lebenskraft eines Volkes ist. Auch bei uns in der Schweiz haben die unermüdlichen Männer, die in den Jahren nach dem Krieg für unsere Armee und unsere Wehrhaftigkeit eingetreten sind, Recht behalten dürfen. Sie sind uns Vorbilder in ihrem unermüdlichen Kampf, sie haben mutig die Anpöbeleien und Anrempelungen der krankhaften Phantasten und maßlosen Antimilitaristen hingenommen, getragen vom Bewußtsein der Verantwortung für ein irregeleitetes Volk. Ihr Glaube, daß alle Arbeit, die ein Volk leistet, zwecklos ist, wenn sie nicht geschützt werden kann, ist wieder vom ganzen Volk übernommen worden. Und das Ziel unserer geistigen Erziehung ist wieder die geistige und seelische Bereitschaft geworden, wenn es sein muß, für die Verteidigung des Vaterlandes sich selbst einzusetzen.

Es ist ein Zeichen weit fortgeschrittener Degeneration, wenn ein Volk tatenlos der gewaltsamen Entreißung von Teilen seiner selbst zusehen kann. Jedes Volk hat sein Eigenleben und muß die Kraft haben, dieses zu verteidigen. Nichts wäre schlimmer als eine große Zentralisation. Wie ein gesundes Eigenleben der Kantone neben dem Bund für unser Gedeihen die Voraussetzung ist, so gilt dies auch im Leben der verschiedenen Völker. Jedes Volk bringt ursprüngliche Kräfte hervor; ein gesunder geistiger Konkurrenzkampf behält sie frisch und jung.

Nicht nur wir, sondern alle Völker stehen heute vor der Aufgabe, sich auf ihre spezifische Eigenart zu besinnen. Die Unzulänglichkeit der Entwicklung nach dem Kriege ist offenbar geworden. Ein Wandel der Anschauungen ist eingetreten. Das Bewußtsein ist wieder lebendig geworden, daß ein Volk ein großes geschichtliches Ganzes ist. Der sich durchsetzende Nationalismus hat auch bei uns das tiefere Gefühl für unsere Eigenart wieder geweckt. Langsam bricht sich die Erkenntnis wieder Bahn, daß wir von unseren Vorfahren wertvolle Güter überkommen haben, die es unseren Nachfahren zu erhalten gilt; und wie unsere Vorfahren sich zu jeder Zeit für unsere Unabhängigkeit mit ihrem Leben eingesetzt haben, so wollen auch wir das Erbe zu treuen Händen bewahren, es allenfalls mit unserem Leben verteidigen, auf daß wir einst vor unseren Erben in der Geschichte bestehen können.

Hier gilt es auch mit dem Märchen aufzuräumen — und dieses ist eines —, daß unsere Armee der überlegenen Streitkraft unserer großen Nachbarn doch nicht gewachsen sei. Wir werden in einem Kampf nie alleine sein. Anderseits werden wir nie eine ganze Armee gegen uns stehen haben. Einen direkten Krieg gegen uns wird kein Nachbar leichtfertig vom Zaun brechen, solange wir wehrhaft sind.

Die Landesverteidigung kennt keine Bedingungen, kein Feilschen und Markten, ob eine Verteidigung im einzelnen Fall Erfolg verspreche oder nicht. Wir wären nicht, was wir heute sind, ein freies Volk, wenn unsere Ahnen solche eines Volkes unwürdige Überlegungen angestellt hätten. Wir müssen erkennen, daß das Problem der Landesverteidigung die Schicksalsfrage für unser Volk bedeutet, und jeder, dem unsere Heimat und unser Volk lieb sind, muß das ihm mögliche zur Kräftigung unserer Wehrhaftigkeit beitragen. Ohne zielbewußte, dauernde Vorarbeit und ohne eine vom Vertrauen des ganzen Volkes getragene Wehrkraft werden wir nie erfolgreich sein.

Unzählige nüchterne Schweizer ließen sich in den Nachkriegsjahren von dem Wahn anstecken, daß die Schweiz berufen sei, das Gewissen der Völker zu wecken und als Fackelträgerin der Menschheit in eine bessere Zukunft voranleuchten

zu müssen. Auf welchem Wege das zu geschehen habe, war klar: die Schweiz macht sich wehrlos und bietet sich, allerdings unter feierlichem Protest, dem erstbesten Eindringling als Morgengabe dar. Aber statt der Märtyrerkrone hätte man uns die Narrenkappe aufgesetzt!

Die Gegenüberstellung der Ausgaben für die Landesverteidigung und für die wirtschaftlichen und kulturellen Werke hat nicht zum Ziel, eine Adventsstimmung zu schaffen, wie Hugo Mettler sagt, sondern dies soll uns eine Mahnung sein, alles zu tun, um diese kulturellen Werke zu sichern. Wenn wir zehnmal unnütze Vorsorge treffen, so kostet das noch nicht, was ein einmaliges schwächliches Verneinen. Wer kann es übrigens wissen, ob unsere Abwehrbereitschaft uns nicht schon, ohne daß wir es wissen, vor kriegerischen Verwicklungen bewahrt hat? Was würde es uns nützen, die Ausgaben für die Landesverteidigung zu streichen und mit diesem Geld die kulturellen Zwecke noch besser zu fördern, wenn beim ersten Ansturm eines Feindes wir mit leeren Händen zusehen müßten, wie dieser unsere Werke zusammenschlägt, unsere Einrichtungen und mit hohen Kosten erreichten Fortschritte der Zivilisation ohne Verständnis zerstören würde? Das demütigste Bitten würde den Feind nicht abhalten, nach seinem Belieben zu verfahren.

Die Armee hat zudem noch weithin sichtbare kulturelle Missionen. Sie stärkt und fördert den Zusammenhang der verschiedenen Rassen, Sprachen und Konfessionen. Die Armee ist der sichtbarste Beweis der Opferbereitschaft eines Volkes; denn sie fordert nicht nur Opfer an Zeit und Geld, sondern fördert auch das Verständnis für die alte Forderung eines gedeihlichen Zusammenlebens der Menschen, daß Gemeinnutz vor Eigennutz geht, daß nur Einigkeit stark macht.

Selbstbeweihräucherung sei uns ferne. Wir wollen keine Verwechslung von Vaterlandsliebe mit Selbstbewunderung. Aber was unsere Vorfahren mit dem Einsatz des Lebens geschaffen und erkämpft haben, darf uns mit Stolz erfüllen. Wahrer Wehrwille wirkt aber im stillen; in der Stunde der Gefahr zeigt sich die geistige und seelische Vorbereitung eines jeden. Dies sei unsere Sorge. Wir wollen neutral sein. Es sind gerade

die Pazifisten, die, wenig verständig, von hoher Warte aus das Verhalten der Großmächte geißeln und ihnen ihr Handeln vorschreiben wollen. Diese freimütig ins Ausland hinausposaunte Freundschaft für die eine oder andere ausländische Macht ist eine Gefahr für unseren Frieden.

Wenn keine Möglichkeit mehr bestünde, daß Menschen sich gegeneinander erheben, wären wir die ersten, die für die Abrüstung eintreten würden. Aber das Lied vom ewigen Frieden klingt seit Jahrhunderten zu schön und verführerisch, um wahr zu sein. Haben nicht gerade die letzten Jahre der Weltpolitik dies auch dem verbohrtesten Pazifisten gezeigt? Um des Gewissens willen sind wir Dienstverweigerer, predigten die Führer dieser weltfremden Schwärmer, die so gerne Weltwirklichkeit und Weltmöglichkeit mit moralischen Postulaten verwechselten. Ist nicht vielleicht die kleine Zahl der Verteidiger unseres Wehrwillens in den Nachkriegsjahren, die verantwortungsbewußten Männer, die den pazifistischen Ideologien nicht verfielen, dienstwillig geblieben gerade auch um des Gewissens willen? Auf ihnen lastete der Eindruck der Greuel des Weltkrieges in gleicher Stärke, aber sie überwanden die Schwäche; denn sie fühlten sich verantwortlich für unser Volk.

Wir lehnen den Pazifismus ab. Das Wort ist abgegriffen, mit unehrlichen und sehr selbstsüchtigen Wünschen und Hoffnungen belastet. Wir haben nicht so viel Vertrauen in die sittlichen Hemmungen des uns gegenüberstehenden wohlgerüsteten Feindes; wir glauben nicht, daß er angesichts unserer Wehrlosigkeit selbst die Waffen fortwerfen würde. Ich glaube nicht, daß wir dazu kämen, den ob seiner ihm nunmehr bewußt gewordenen verwerflichen Absichten wehklagenden Gegner in unseren Bund der Wehrlosen aufzunehmen, ihn zu trösten und in die Heimat zurückzuschicken, um die verbrannten Hütten wieder aufzubauen! Diese Rolle werden wir nie zu spielen bekommen — in der Wirklichkeit jedenfalls nicht.

Wir sind alle für den Frieden. Mit schönen Predigten ist es aber nicht getan. Wir müssen daran arbeiten. Die beste Sicherung des Friedens ist eine totale Wehrbereitschaft.

Sollte es nicht möglich sein, daß man den Frieden „an

einen erklären" kann? so fragt Hugo Mettler. Was tut die Schweiz denn seit Jahrhunderten anderes? Erklärt sie nicht dauernd der ganzen Welt den Frieden? Mußte einer unserer Nachbarn seit Jahrhunderten Angst haben, daß wir ihm auch nur einen Fußbreit Landes nehmen würden, durch sein Land ziehen wollten oder zur Bekämpfung einer uns nicht genehmen Staatsform bei ihm einmarschieren würden? Wir rüsten für den Frieden, wir haben unsere Armee zur Verteidigung des Friedens. Wäre es in der ganzen Welt so, so wäre ein Krieg gar nicht mehr möglich.

Wenn man vom kommenden Krieg redet, so heißt das noch lange nicht, daß man ihn billigt, ihn wünscht und herbeisehnt. Gerade die Beschäftigung mit ihm, wie er sein wird, und was er für Folgen haben könnte, ist die Voraussetzung für eine erfolgreiche Entgegenarbeit. Das blinde Vertrauen, das Sich-ängstlich-Hüten, die Folgen eines Krieges offen zu besprechen, hat den Weltkrieg gebracht. Im Vertrauen darauf, daß ein neuer Waffengang wie all die vielen früheren die Welt auch nicht aus den Angeln heben würde, ließ man sich 1914 in die kriegerische Auseinandersetzung hineintreiben.

Kein ernsthafter Mensch spricht heute davon, die heutige Not durch einen neuen Krieg, durch eine noch größere Not zu überwinden. Das sind Phrasen, die nichts besagen. Ja, der Krieg ist eine Blendung. Kommt es aber nicht eher dazu, daß man diese Blendung wieder einmal herbeisehnt, wenn die Schrecken des letzten Krieges vergessen sind und man die Jugend ernstlich hütet, sich in Gedanken mit dem Krieg auseinanderzusetzen, als wenn wir illusionslos die Möglichkeit eines kommenden Krieges ständig vor Augen halten und die Vorbereitungen unserer Landesverteidigung aufs umfassendste treffen?

Nützen wir dem Frieden, wenn wir unser Land nicht verteidigen? Wo ist der Begehrliche, der sich schamvoll in sich selbst verkriechen würde, wenn wir ihn mit nackter Brust an der Grenze erwarten würden, um ihn auszuspotten und mit Hohngelächter zu überschütten? Daß wir diesen naiven Glauben nicht alle aufbringen, ist für Hugo Mettler ein Beweis, daß

SPRÜNGLI

AM
PARADEPLATZ

APÉRITIFS

LIGHT LUNCH

NACHMITTAGSTEE

HÜBSCHE GESCHENKE

CHOCOLATS LINDT & SPRÜNGLI

Instrumentarien und Materialien für

Studierende der Zahnheilkunde

Instrumentenkasten Modell Prof. Dr. M. Spreng für die Kurse der Zahnärztlichen Klinik und Klin. Operationslehre, empfohlen von den Zahnärztlichen Universitäts-Instituten Zürich, Bern, Basel.

Vollständige Instrumentarien für Kronen- und Brückenkurs, Goldarbeiten, Technik, Orthodontie.

A. KOELLIKER & Co. A. G. ZÜRICH.

BASEL BERN LAUSANNE ST. GALLEN

Schützenhaus Albisgütli

selbstgekelterte Weine · Löwenbräu Zürich · Küchenspezialitäten

JOS. A. LEUBIN, Restaurateur

Flott gekleidet! Ja, wenn ein eleganter Hut nicht fehlt. Große Auswahl in berühmten Marken.

Geiger & Hutter

ZÜRICH 1 · LIMMATQUAI 138

Studenten 5% Rabatt

Druckarbeiten

werden rasch und billig hergestellt in der Buchdruckerei

Müller, Werder & Co, Zürich

Wolfbachstraße 19 · Telephon 23.527

Unsere Maßanzüge

sind elegant geschnitten, vorbildlich ausgeführt und im Preise mäßig gehalten.

Bucher & Hesse

Tailors, ZÜRICH 1, St. Peterstraße 18 (Astoriahaus)

Telephon 31.576

wir alle den Humor verloren haben. Ja, wir wären wirklich Humoristen, wenn wir die Ratschläge dieser siebenmal Weisen befolgen würden!

Wenn ein chinesischer Generalissimus in einer staatsmännischen Rede empfiehlt, daß Erziehung besser sei als Bewaffnung, so fragen wir, schließen sich die beiden denn aus? Wir können erziehen und uns gleichzeitig bewaffnen, um uns zu verteidigen.

Wer fragt darnach, aus welchen Gründen einer dem Strafgesetz gehorcht, nicht tötet, nicht stiehlt und nicht raubt? Ob ihm das sein sittliches Empfinden verbietet, ob er lediglich aus Angst vor der Strafe die Finger davon läßt, wer fragt darnach? So ist es mit dem Frieden. Hier werden wir viel weniger von der sittlichen Abscheu eines Volkes reden können, einem andern nichts zu nehmen; viel mehr wird der Respekt vor den Mitteln und der Bereitschaft des andern, seinen Frieden zu verteidigen und sich zu erhalten, ausschlaggebend sein.

Sicherlich ist der Friedenswille beim pazifistischen Träumer und beim Soldaten nicht der gleiche. Der Pazifist hat verwirrende Ideen von Völkerverbrüderung, die gerade für den Frieden gefährlich sind, während der Friedenswille des Soldaten nicht minder stark ist, aber noch den Vorzug hat, daß der Soldat bereit ist, sich mit seinem Leben für diesen Frieden einzusetzen. Beim Pazifisten weiß man das nicht.

Nirgends, glaube ich, ist eine Verzauberung mit im Spiel gewesen, wenn ein Volk aufgestanden ist, um sich zu wehren gegen einen Angreifer, nirgends hat ein Verantwortlicher den Befehl zum Schießen gegeben, nur um das Märchen vom Krieg einmal erleben zu können. Man kann wohl dem Eindringling sagen, daß man auf die kriegerische Auseinandersetzung, die er einem aufzwingen will, verzichtet; aber man erwarte davon nicht, daß dieser dadurch von seinem Vorhaben ablassen würde. Er wird uns dann eben ohne Blutvergießen unser Land, unsere Schätze, unser Recht, unsere Ordnung, unsere Lebensbedingungen nehmen und uns zu seinem Reich schlagen. Ist das sittliche Größe eines Volkes? Wohl würde der Feind staunen, aber nicht, weil er Hemmungen hätte, uns in unserer Wehr-

losigkeit anzugreifen, sondern weil er es nicht für möglich halten könnte, daß es solche Dummköpfe gibt, die kein Verantwortungsgefühl mehr haben für das, was ihnen von den Vätern überkommen ist, und die die Kraft nicht haben, ihre Freiheit und ihr Schaffen zu verteidigen.

Der Krieg ist ein Werkzeug der Menschen. Es können also nur Menschen den Krieg erklären. Ich kann Hugo Mettler in seinen phantastischen Träumen, daß einfach alle Menschen die Erde verlassen sollen, wenn der Krieg seine drohende Pranke erhebt, nicht folgen. Das heißt ja nichts anderes, als daß wir uns alle selbst hinmorden. Ja, dann wird allerdings der Krieg keine Nahrung mehr finden. Dann wird der Krieg vor Hunger und lauter Langeweile sterben. Dann wird der Herrgott die völlig verwaiste Erde mit den zu ihm geflüchteten Pazifisten wieder neu bevölkern, und es wird dann auf Erden wieder das Paradies herrschen, bis es wieder verscherzt wird! Und dann beginnt das Leben der Unvollkommenheit mit der Möglichkeit von Kriegen wieder von neuem...

Ob Hugo Mettler wirklich vorziehen würde, ins Unbekannte hinüberzugehen, als der Schande zu erliegen, sich verteidigt zu haben, wenn der Krieg an ihn herantreten würde? Aber es ist ja leicht, zu sagen, man lasse sich lieber fressen, als sich zu verteidigen, wenn man genau weiß, daß es verantwortungsbewußte Männer gibt, die im Frieden schaffen, und daß eine Armee da ist, die einem Gott sei Dank erspart, einmal wirklich eine Entscheidung treffen zu müssen.

O. Weinmann.

Eine hochfeine orientalische Zigarette:
„IZMIR"
fr. 0.70 per 20 St.

DAS WUNDERBARE.

Milosch hatte sich erhängt.

Er hatte die Frauen zu gern gehabt und den Wein. In einer argentinischen Hafenstadt hatte er bei einem Raufhandel mit englischen Seeleuten von einem baumlangen Kerl einen gehörigen Fausthieb auf den Schädel bekommen, daß er nur so absackte. Man wußte später nicht mehr, wer den Schlag getan hatte; es waren keine kleinen Leute gewesen, diese Engländer; und den Soldaten liegt das Herz nicht auf der Zunge. Aber das wußte man genau: daß der fesche Leutnant Milosch seit jenem unglückseligen Landurlaub zu trinken begann. Er war nicht mehr lange bei der Marine. Zwei Jahre hielt er es noch auf einem Handelsschiff aus, dann sagte er sich vom Meer endgültig los. Den Sommer über trieb er sich im rauhen Karst umher; das war jetzt seine große Leidenschaft geworden. Aber sobald die ersten Herbstnebel aus den Tälern stiegen, und die Alpen tot wurden, kam er mit stieren Augen und wirrem Haar ins Garnisonstädtchen zurück, verkroch sich wie ein scheues Tier und trank ein Gläschen oder mehr. Und dann überkam es ihn wieder. Er hatte von den öden Felsen genug, er war ins Tal hinabgestürmt, um wieder zu leben. Dort oben war alles Grabstatt, weiße trockene Felsen und Schutt; kein Gräslein wuchs, und die Vögel waren rar; kaum, daß im Frühjahr ein lenzlicher Atem zu den Steinhalden hinaufkam. Man müsse trinken und lieben, meinte der braune Milosch, um das Grauen zu vergessen und scherte sich einen Teufel um die ärztlichen Vorschriften und Ermahnungen. Das Gehirn sei schwer gefährdet, sagte Doktor Jankovitsch und machte ein bekümmertes Gesicht. Er sah wie ein beleidigter Schnauzer aus mit seinem grauen nervösen Schnurrbart und schaute mit einem verlorenen Blick auf den Markt hinab. Unten ging der junge Herr über den Platz und steuerte einer Restauration zu; ein Mädchen hing ihm am Arm. Du bist ein warmer Fratz, sagte Milosch und gab dem Mädchen Ilinka einen Papiersack Biskuits, daß die junge Dame Milica nur so schaute. Der aber gab er einen Blick!

Und jetzt lag der hübsche Milosch kalt und tot in seiner Kammer und gab seinen kleinen Freundinnen keine Süßigkeiten

mehr. Starr lag er da, mit einem hölzernen Lächeln, und es roch irgendwie nach säuerlichem Wein und Wachs. Um den Hals ging ein rötlicher geschwollener Strich. Das war eine dünne Schnur gewesen; es war kaum zum Glauben.

Katja, die Schwester des Milosch, hatte die Läden geschlossen, daß es ganz dunkel in der Kammer wurde. Nur zu Häupten des Toten brannte eine Kerze. Überdies schneite es draußen wieder, in großen Haufen kamen die Flocken zur Erde. Sie fielen langsam und schwer, und der Abend dämmerte herein. Auf der Esplanade klingelten die Schlitten von fernher.

Das kleine Mädchen der Katja stand draußen auf dem Treppenabsatz und durfte nicht in die Kammer hinein. Heute morgen waren viele Leute ins Haus gekommen, aber sie waren anders als sonst; es lachte keiner, und sie gingen ohne Blick an ihm vorüber. Dem Kutscher Stevan liefen nur so die Tränen über die bärtigen Wangen, dem Kutscher Stevan, der ein fröhlicher Bursch war und gerne einen Schnaps trank! Und dann hörte das kleine Mädchen die Großmama in der Diele schreien.

Seht, das kleine Mädchen wußte noch nicht, was der Tod ist; es sah nur den Stevan weinen und die Leute mit ernsten Gesichtern herumgehen. Als aber die Großmama schrie, da war es aus. Da kam das Grauen hinzu vor etwas Ungewissem, das jenseits der kleinen Mädchenseele lag. Im Dezember wurde das große Schwein, das sie auf dem Gute hatten, getötet. Ein flinkes Tier war das gewesen, sapperment! Und fett dazu! Die Kleine konnte sich an ihm und dem Wurf niedlicher Ferkel nicht satt sehen. Wenn die Muttersau den Schweinchen zu trinken gab, machte das Kind runde Augen und lachte ob den schmatzenden Mäulern; aber die Hausdame zog es vom Zaune weg. Stevan rief den Mädchen was zu, und die kicherten und taten schämig und dumm. Im Dezember, wie gesagt, wurde das Schwein erstochen. Es hatte lange geschrien, dem Kinde ging es im Traum noch nach. So empfand es den Tod, ob es der Onkel Milosch war oder das Tier, das seinen Jungen geraubt wurde: ein entsetzlicher langgezogener Schrei ohne Atem. Als der Großvater in der Kammer lag, und als Onkel Jovan vom Fischer Nazor nach jenem Sturme, von dem man sich heute

noch erzählt, aus dem See gezogen wurde, da hatte die alte Frau leise geweint. Alles war so still gewesen damals. Es war kein Entsetzen im Hause, nur Trauer und Feierlichkeit, und über den Treppen lag ein süßlicher Duft von nassen Blumen; die weißen rochen besonders stark. Großvater und Onkel Jovan gingen in den Himmel, aber Onkel Milosch war tot.

Das Mädchen kauerte in einer Ecke, sein kleiner runder Körper zitterte vor Furcht und Einsamkeit, die Tränen netzten das schwarze Samtkleidchen. In der Kammer drüben murmelten die andern dunkle Worte, die Weiber etwas heller als das Mannsvolk; man hörte die Hausdame Asta und die Mutter heraus, sie sprachen weicher und nobler. Und das war der Stevan mit seiner Leierstimme, der Stevan, der geweint hatte; und das war der Svetislav und das die Anka und das der böse Schlächter Simo. Aber oben schrie die Großmutter wieder. —

Die Beerdigung war längst vorüber. Die Tage wuchsen, Wildbäche stürzten talwärts, und die Sonne schwang sich hoch über die Berge. Dann kam noch einmal Sturm und Regen, es dauerte eine Nacht, von den Dächern rutschte mit dumpfem Donnern der wässerige Schnee, und der Tag darauf war Frühling; die Luft war stark und würzig, die Sonne kam endgültig über den dampfenden Wald.

Katja ging mit ihrem Mädchen auf das Grab des Bruders Milosch. Der Kirchhof lag weit oben am Berg, ein langer Weg eigentlich für so ein Kind. Weiter oben standen die Fichten auf sanften Hügeln über dem Beerenkraut; dann kamen die weißen Felsen, die im Mittag wie Schnee glitzerten. Die Häuser der Stadt waren von hier aus wie winzige Streichholzschachteln. Auch der See büßte an seiner Unendlichkeit ein, es ging ein frischer Wind über ihn hin, und die Segel blähten sich. Von der Kaserne kamen Offiziere in schwarzen Mantelüberwürfen und gewichsten Stiefeln; man sah auch Bauern aus der Karstgegend im Sonntagsstaat. Auf der Esplanade spielte eine Militärkapelle ihr Morgenkonzert, helle fröhliche Weisen, Märsche und leichte Operettenmusik. Streng wirbelten nur die Trommeln zu den Trompeten, aber die lustigen Bässe und Pauken, die immer etwas nachhinkten, stimmten versöhnlicher, und dem Kinde stieg das Lachen in den Hals.

Das bescheidene Kreuz stand nicht im Steinwald der andern. Hier neben der Kirchhofmauer ist die Erde ungesegnet, hieß es, und der Pfarrer sagte es und der Stevan auch. Woher sollte es aber das kleine Mädchen wissen, mit seinen paar Jahren?

Warum ist Onkel Milosch nicht auch bei Großpapa und Onkel Jovan und beim alten Stanoje im Garten drinnen? — Warum, fragte es, ein kleines Mädchen wie es war.

Siehst du, Dascha, Onkel Jovan und Großpapa und alle, die hier im Kirchengrab liegen, hat der liebe Gott zu sich gerufen. Onkel Milosch aber wollte sterben, und das ist eine Sünde. Jetzt muß er immer hier liegen. Es ist ungesegnete Erde, darum weint Großmama so sehr. Ach, komm, Dascha! —

Die kleine Dascha wollte noch mehr wissen, aber dann kam wieder eine Schar Leute, und Katja zog das Kind fort. Ein paar Blumen lagen auf dem einsamen Grab, ein verdorrter Kranz noch, gelb und eingefallen. Gegen Mittag kam der Bergwind, spielerisch und zag, wie der Frühling selbst, und er roch nach Wald und feuchter schwarzer Erde; es war ein tiefer Klang in der Luft. Auf dem Kai schlenderte das Volk hin und her, bunt und zu Paaren, wie es der Zufall oder die Absicht wollte. Etliche saßen an runden Tischchen und blinzelten in die Sonne; es übertat sich keiner. Die Mädchen summten verliebte Lieder vor sich hin und schielten nach rechts und links, und den Burschen stieg das Gift ins Blut. Oho, die sprachen nicht nur vom Wetter; und wenn der Wind ein bißchen frecher wurde, schauten sie nicht zu Boden, die Kerle! Die junge Dame Milica aber hängte einem schwarzen Offizier ein; denn sie war nun mal fürs Militär.

Im Garten schrillte der erste Star. Aber die alte Frau war seit dem Tode ihres Sohnes nicht mehr aus dem Hause gekommen, das heißt: einmal noch, als sie die Baracke aufsuchte, in der sich Milosch erhängt hatte.

Es ist mitten im Winter, der Schnee liegt kniehoch über den Wiesen, und auf den Straßen braucht man den Pflug. Die Greisin stürzt ungezählte Male hin, rafft sich wieder auf und schleppt sich mit welkem Gesicht über die Felder. Daheim hat

man ihr den Ort verschwiegen. Eine beißende Bise geht, und von den Bäumen fällt ab und zu eine rieselnde Schneelast. Es ist ein jammervolles Bild. Als man sie ins Haus zurückträgt, ist sie kalt und steif; der Doktor Jankovitsch meint, ihre Zeit sei gekommen. Aber sie stirbt nicht. Nur das Haus verläßt sie nie mehr. Sie weint manchmal vor sich hin und lauscht und wartet. Sie hat das Warten gelernt.

An jenem Sonntagmorgen aber geschah das Wunder. Es war ein schöner Tag, alles in allem. Und das Wunder kam von dem kleinen Mädchen Dascha, das war vielleicht das Wunderbarste; eigentlich etwas Einfaches, nur so von einem kleinen Mädchenmund hingesprochen. (Jaja, die kleine Dascha, die inzwischen auch schon eine große Dame geworden ist.) Die sagte nämlich, als sie die Großmutter wieder weinen sah:

Hört, Großmama, Ihr braucht nicht mehr zu weinen, daß Onkel Milosch nicht in gesegneter Erde liegt. Als der liebe Gott die Welt gemacht hat, da hat er die ganze Erde gesegnet, die Blumen und Steine und Tiere, auch die Mücken und den See, und der Herrgott hat nichts vergessen, und da wird er auch das kleine Stücklein Erde nicht vergessen haben, wo Onkel Milosch liegt, nicht wahr, Großmütterchen?! —

Das war das Wunder. Seht, vielleicht hat das die kleine Dascha von der Mutter gehört oder von der Hausdame Asta oder gar vom Stevan. Nein, vom Stevan nicht, wenn er auch damals weinte. Was tut's! — Jetzt war der Lenz endgültig da, das Laub brach aus den Knospen, und die Zeit wuchs wie neugeboren.

V. M.

DIES ACADEMICUS!

Am 29. April feiert die Universität ihr 104. Stiftungsfest. Eingeleitet wird der DIES ACADEMICUS durch den Fackelzug der Studentenschaft. Er ist das sichtbare Zeichen des Dankes an das Zürchervolk, durch dessen Willen unsere Universität besteht. Der Fackelzug soll aber zugleich auch eine würdige Einleitung zum Festtag der Universität und eine Huldigung an sie und die Dozentenschaft sein.

Festordnung:

Mittwoch, den 28. April, 20 bis 20.30 Uhr: Sammlung aller Studierenden zum allgemeinen Fackelzug.

Donnerstag, den 29. April, 10 Uhr: Festakt in der Aula der Universität. Der Rektor, Herr Prof. Dr. O. Bürgi wird über „Probleme der Tiermedizin" sprechen. Zirka 200 Eintrittskarten werden vom Rektorat den Studierenden zur Verfügung gestellt. Bezug der Karten auf der Kanzlei vom 24. bis 28. April.

Am Nachmittag findet der Festzug der Korporationen mit anschließendem Kommers in der Tonhalle statt.

Organisation des Fackelzuges:

Mittwoch, den 28. April, 20 bis 20.30 Uhr: Sammlung aller Studierenden zum allgemeinen Fackelzug beim Platzspitz. Ausgabe der Fackeln.

Abmarsch punkt 20.30 Uhr.

Zugsordnung: 1. Musikkorps — Korporationen — 2. Musikkorps — Nichtinkorporierte.

Marschroute: Bahnhofstraße - Bürkliplatz - Quaibrücke - Bellevue - Rämistraße - Universität.

Feier vor der Universität: zirka 21.15 Uhr.

Allgemeiner Kantus: „Burschen heraus".

Ansprache von Kommilitone Alexander Bannwart, Präsident der Studentenschaft.

Entgegennahme des Fackelzuges durch Herrn Rektor, Prof. Dr. O. Bürgi.

Allgemeiner Kantus: „Gaudeamus igitur".

Bei der zweiten Strophe erfolgt der Abmarsch zur Wässerwiese, wo die Fackeln zusammengeworfen werden.

Marschiert wird in Dreierkolonnen. Die Fackeln sollen erst beim Abmarsch entzündet und aufrecht getragen werden, damit sie nicht zu rasch niederbrennen. Es soll Ehrenpflicht eines jeden Studierenden sein, am Fackelzug teilzunehmen. Die Plaketten, die dazu berechtigen, werden durch Studentinnen verkauft und können auch bei der Zentralstelle bezogen werden.

Die Fackelzugkommission.

Chem. Reinigungsanstalt und Färberei **Henzel** reinigt färbt und bügelt
Telephonieren Sie 72055/56 Unser Auto holt es ab

Auto-Shell-Service
Auto-Reparaturen
Auto-Verwaltung
Auto-Konstruktionen

Auto-Zubehör
Auto-Pneus
Auto-Oele
Auto-Garagen

AUTO Wyss

Inhaber:
Walter Wyss
cand. ing.
Steinwiesstr. 37
Telefon 21.570

Ringbücher, Hefte
Alle Schreibwaren
Füllfederhalter
PAPETERIE SCHULER, Leonhardstr. 4
Studierende Rabatt

Helmhaus-Konditorei-Café
E. HEGETSCHWEILER ZÜRICH
Gute Zeitschriften — Gute Musik
Gutes Publikum — Guter Café

HOTEL-RESTAURANT
PLATTENHOF
ZÜRICH 7
Zürichbergstr. 19, Tramhaltestelle Nähe Hochschulen
Neu renoviert!
Zimmer mit fließendem Wasser, monatlich Fr. 60.— bis 70.—. Mittag- und Abendessen im Abonnement Fr. 1.65.
Gepflegte Küche
Höflichst empfiehlt sich H. Studer.

Studio de Paris Palace
Bei der Bahnhofbrücke
Telephon 23.434
Das bestbekannte Kino-Theater für Qualitätsfilme empfiehlt sich den Herren Studenten aufs beste. Ermäßigung vom 2. Platz an
Spielzeiten: 3.00, 5.30, 8.15 Uhr

FÜR
RÖNTGENTECHNIK
UND ELEKTROMEDIZIN
ALLES BEI
ING. J. SCHLITTLER
SCHEUCHZERSTR. 43
ZÜRICH 6

Kollegienhefte
Lose-Blätter-Kollegbücher,
Schreib- und Zeichenutensilien
Füllfederhalter
Papeterie Wanner Buchbinderei
W. Münch's Nachf.
Seilergraben 37 Ecke Mühlegasse
Rabatt für Studierende

Kunststopferei-Atelier

der Firma

J. VERGANTI-TANNER, ZÜRICH 6

Universitätstr. 67, Tel. 25.496

empfiehlt sich für nur erstklassige Arbeit in sämtlichen Herren- u. Damen-Garderoben

Gleichzeitig empfehle ich meine **SPEZIAL-ABTEILUNG** für sämtliche Reparaturen, Umänderungen, Neufütterungen

Reinigen und Bügeln sämtl. Herren-Garderoben

Ja... das Kleid hat's nötig

Daher zu Renova — nachher sieht es wieder wie neu aus. Dabei kostet das Renovieren so wenig!

Chem. Reinigung und Färberei
Universitätstr. 83
Tel. 20.265

RENOVA

Renova, A. G., Zürich

SCHULTHESS & CO
VERLAGSHAUS ZÜRICH

OSER/SCHÖNENBERGER

OR

(Schweiz. Obligationenrecht)

in der revidierten Fassung von 1936

Textausgabe mit Einleitung, Anmerkungen etc.

herausgegeben von

Dr. W. Schönenberger

Bundesrichter

11. Auflage

Preis gebunden Fr. 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

HANS ROELLI: LIEDER ZUR LAUTE.

Die Redaktion bringt zwei Frühlingslieder des fröhlichen Dichters und Musikanten Hans Roelli zum Abdruck und hofft, daß man den sympathischen Sänger auch einmal im Rahmen einer offiziellen studentischen Veranstaltung hören darf.

Es blaut ein schöner Morgen.

Es blaut ein schöner Morgen,
die Vögel singen quer und kraus
und treiben mir die Sorgen
und andre Dinge aus,
und andre Dinge aus.

Ich sehe, daß die Straßen
noch still und ohne Mühsal sind,
die Welt ist ohne Maßen
darin ich Freude find,
darin ich Freude find.

Die Freude ist allwegen;
an jedem Gras, an jedem Blatt
will sich die Freude regen
und macht die Stunde satt,
und macht die Stunde satt.

Wer einmal früh am Morgen
anhebt zu Schritt und großer Reis,
braucht nicht das Glück zu borgen,
weil er sich glücklich weiß,
weil er sich glücklich weiß.

Kleine Tanzweise.

Heute gehört mir der jubelnde Tag, die singenden Vögel im rosigen Hag; heute gehört mir der jubelnde Tag, die singenden Vögel im Hag. Die Mauern und Wände zerfallen in Nichts, ich steige aus Dunkel zur Helle des Lichts. Heute gehört mir der jubelnde Tag, die singenden Vögel im Hag.

Tanze ich frohsam durch Wald und durch Land, so öffnen sich Blume und jegliche Hand; tanze ich frohsam durch Wald und durch Land, so öffnen sich Blume und Hand. Die Fäuste und Ketten im trostlosen Grau gehn auf im gläubigen tröstlichen

Blau. Tanze ich frohsam durch Wald und durch Land, so öffnen sich Blume und Hand.

Singen und Tanzen verbünden sich mir wie Wind und Wolke und springendes Tier; Singen und Tanzen verbünden sich mir wie Wind und Wolke und Tier. Ich fülle mit Liebe die wartende Welt, bis leuchtend ein Stern durch das Dunkel fällt. Singen und Tanzen verbünden sich mir wie Wind und Wolke und Tier.

DER UNBEKANNTE.

Kleiner Bericht aus der Unibar.

„Und doch", beendigte Kommilitone Baenninger seine gehaltvollen Ausführungen über das Wetter und die Tagespolitik, „kann es meist nicht ohne Blutvergießen abgehen, wenn Persönlichkeiten in hoher Stellung sich gezwungen sehen, raschestens hochwichtige Entscheidungen zu treffen, um ihrem Land Krieg und Revolution zu ersparen". Sein Zuhörer, unser Freund Kündig, wollte eben zu einer langatmigen Entgegnung ausholen, als seine Aufmerksamkeit durch das Erscheinen des etwas älteren Kommilitonen Häfeli in Anspruch genommen wurde, der durch seine ach so flott liegende Frisur jedem Coiffeur die rhetorische Frage abgenötigt hätte, ob der Herr einen Haarschnitt oder nur einen Ölwechsel wünsche? Vielleicht hatte die neu angekommene dramatis persona eben bei Hemmeler in angenehmer Gesellschaft einige Gins mit oder ohne Vermouth genehmigt — sei dem, wie ihm wolle, auf jeden Fall ging er, ganz gegen die universitarischen Gepflogenheiten verstoßend, plötzlich aus sich heraus und nahm den Faden des abgebrochenen Gesprächs, dessen Ende er beim Eintritt in die Bar eben noch erwischt hatte, mit einer an ihm selten gesehenen Gesprächigkeit wieder auf.

„Oh nein (so begann Herr Häfeli), Sie irren, Herr Baenninger, Sie scheinen die Geschichte vom unbekannten Vogel, die den Annalen unserer Alma Mater angehört, nicht zu kennen. (Er zündete sich eine Memphis an, schlürfte etwas Tee und fuhr fort:)

Eine leitende Persönlichkeit einer unserer studentischen Organisationen aus einem der Kantone am Oberlauf der Linth — der Name tut hier nichts zur Sache — war eben in der Universität an höchster Stelle gewesen und befand sich auf dem Abstieg zum Paukboden, als ihn eine innere Stimme und die Tatsache, daß er in professoraler Vergeßlichkeit seine Mappe oben liegen gelassen hatte, wieder zur Laterne auf dem Turme des besagten Gebäudes zurückriefen — wo man übrigens, nebenbei gesagt, eine prächtige Aussicht genießt. Oben angelangt, fand unser Freund nun neben seiner Mappe auch einen Vogel vor, der wegen Krankheit seine Flugdemonstra-

tionen bei der Kanzlei vorübergehend abgesagt zu haben schien und augenscheinlich am nahen Ende seiner Kräfte letzte Zuflucht beim wissenschaftlichen Rüstzeug eines Juristen gesucht und auch gefunden hatte — ob die Errichtung eines Testaments beabsichtigt war, entzieht sich meiner Kenntnis.

Auf alle Fälle stand jetzt mein Freund, der nun die höchste Stelle innehielt, die unsere Universität zu vergeben hat, vor einer schwierigen Entscheidung (eine Lage, wie sie eben Herr Baenninger geschildert hat). Es handelte sich darum, entweder die Stätte ohne Mitnahme des Vogels zu verlassen und damit dessen möglichen Tod in Kauf zu nehmen („dolus eventualis" bemerkte Kommilitone Kündig zutreffend) oder aber, sich der Kreatur zu erbarmen und einen Rettungsversuch zu unternehmen.

Der Entscheid ward getroffen und zwar in dem Sinne, daß Herr XY, um nicht eine Blutschuld auf sich zu laden, den Vogel gar behutsam ergriff, sich samt seiner Mappe dem Expreßlift anvertraute und demselben im Vollgefühl seiner tierschützlerischen Fähigkeiten im ersten Stock entstieg.

Dort mengte sich eben der Strom der Mediziner, welche sich auf einer ihrer sagenhaften Wanderungen von Anthropologien nach Anatomien befanden, mit demjenigen der Juristen, die sich ins Seminar stürzten, um einander die Corpora juris civilis oder einen bundesgerichtlichen Entscheid samt Kommentar wegzuhaschen. So war es denn nicht besonders erstaunlich, daß sich unser Tierfreund bald von einer Anzahl angehender Wissenschafter umringt sah, deren höchste Aufmerksamkeit dem schwarzen Vogel galt, der sich in der schützenden Hand nicht zu rühren wagte. Aus der nun sofort einsetzenden Diskussion ergab sich mit aller Deutlichkeit daß: I. A. der Gegenstand ein Tier und zwar B. a. ein Vogel sei, der aa. sich nicht bewege und daher entweder aaa. nicht mehr fliegen könne oder bbb. noch nicht flügge sei und bb. schwarzes Gefieder trage, jedoch II. A. keinem der Anwesenden dem Namen nach bekannt sei. So wandte sich denn Herr XY an einen vorübergehenden Dichterfürsten, von dem man wußte, daß er ab und zu einen Vogel habe: „Herr Maier, könnten Sie mir vielleicht sagen, was das für ein Vogel ist?" „Nein", antwortete der Angesprochene verachtungsvoll, denn seinem blonden Ohr war das diskriminierende „a" nicht entgangen, „im übrigen Meier mit e, bitte!"

Das männlich-wissenschaftliche Rätselraten über den Namen des Findlings wäre wahrscheinlich auch in der Bar, wohin man sich nun begab, ad infinitum fortgesetzt worden, da sich auch dort kein Ornithologe fand. Da nahm sich jedoch als dea ex machina eine Kommilitonin der Sache an und brachte damit das schon lange fehlende weibliche Element in meine Geschichte. Diese junge Dame wandte nämlich ihr besonderes Interesse nicht dem Namen des Vögelchens,

sondern diesem selbst zu (womit ich der blonden Kommilitonin nicht etwa die Fähigkeit zum abstrakten Denken absprechen will, ganz und gar nicht!). Selbst ein beschwingtes Wesen — sie tanzt ausgezeichnet — und mit einer empfindsamen Seele ausgerüstet — sie singt fabelhaft, wenn sie sich von der heißen Arbeit an der Diss erholen will — entnahm sie rasch entschlossen das Tierchen den Händen einer leitenden Persönlichkeit einer unserer studentischen Organisationen und zog sich mit ihrem dannzumaligen Adjutanten — Viktoria und ihr Husar — zum Kriegsrat bei Tee und Blätterteignußgipfel in eine distinguierte Nische der Bar zurück.

Die damals anwesenden Kriegsberichterstatter vom Winterthurer Flügel der Nationalen Front über den Horgener Sektor der Weltwoche bis zur Zelle Rüschlikon der KggT wissen überraschend einheitlich zu berichten, daß ihnen von diesem Zeitpunkt an in Sachen „Unbekannter Vogel" der Gang der Dinge verhüllt blieb. Ich aber bin in der erfreulichen Lage, Ihnen darüber einen Sonderbericht erstatten zu können:

Die gütige Frau Bischof stiftete nämlich eine Schuhschachtel mit etwas Holzwolle, worin der Vogel vorläufig einquartiert wurde. Das Behältnis war mit Luftlöchern versehen, um damit jedermann ad oculos zu demonstrieren, daß es sich hier nicht um eine gewöhnliche Schuhschachtel handle. Besprochene Schachtel erregte denn auch einiges Erstaunen im Lesesaal der Zentralbibliothek und später beim Tramkondukteur, als sich die junge blonde Dame nach Abschluß ihrer Studien in sämtlichen Konversationslexiken der Zentralbibliothek (Schlagwort Vogelfutter) wieder nach Hause begab. Dort sollen nun tagelang Fütterungsversuche unternommen worden sein, die höchstens durch telephonische Hilferufe an das Tierspital unterbrochen wurden. Trotzdem — ich will nicht behaupten deswegen — so berichtet mein Gewährsmann, habe der Vogel nach standhafter Verweigerung der Nahrungsaufnahme binnen kurzem das Zeitliche gesegnet. Es folgte darauf die Beerdigung seiner irdischen Hülle, die, wenn ich recht berichtet bin, unter ganz besonderen Umständen stattfand. Doch (so schloß Herr Häfeli seine Erzählung, lehnte sich nonchalant an die Reeling der Bar und ließ einen Rest Asche auf den rechten Flügel der reizenden Nike von Samothrake fallen), pflegte Kipling zu sagen — das ist eine andere Geschichte." **Ernst Mörgeli.**

HIER BEGLEITDIENST BEIDER HOCHSCHULEN! ... NEUE MÖGLICHKEITEN UNSERER ARBEITSVERMITTLUNGSSTELLE.

Bei Johnny Lindt, seines Zeichens stud. jur. im dritten Semester, rumort das Telephon. „Hier Ausgehbegleitdienst. Gehen Sie heute abend sechs Uhr ins Hotel Savoy und holen Sie Fräulein Mac

Murray ab; sie wird bis drei Uhr in Ihrer Begleitung und Obhut sein; passen Sie auf, daß Sie die beiden Kuverts mit Ihrem Honorar und den Spesen bekommen. Und vergessen Sie nie die vier Grundregeln unseres Dienstes: Betrinken Sie sich nicht, werden Sie nicht intim, zärtlich oder vertraulich-geschwätzig!"

Eine Utopie? Ja, aber nicht mehr überall. Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, mußte wieder einmal bahnbrechend vorangehen.

An der Ohio-Universität studiert der 22jährige Teddy Peckham aus Cleveland. Er hat einen hellen Kopf und einen klaren Blick für die Nöte und Bedürfnisse unserer Zeit und analysiert sofort die sich daraus bietenden Möglichkeiten für sich und seine Studienkollegen. So gründet und organisiert er seinen als hochanständig bekannten Ausgehbegleitdienst. Von einem Schreibtisch der Hochschul-Arbeitsvermittlungsstelle aus engagiert er vierzehn Kommilitonen. Ein russischer Fürst ist auch darunter. Heute bewältigen sieben Sekretärinnen die Arbeit, dirigieren 137 gut aussehende Studiker und erledigen die wöchentlichen 250 Telephonanrufe. Wir schätzen seinen Jahresumsatz auf mindestens 25,000 Dollars.

Damen der besten Gesellschaft, angefangen vom ganz jungen Mädchen bis zu den älteren Witwen, haben seinen Begleitdienst erprobt und empfehlen ihn bestens weiter. Damen, die eine Einführung in die Gesellschaft möchten, belagerten ihn. Zum großen Künstlerball lieferte man fünfzig Männer, und bei der letzten gesellschaftlichen Großveranstaltung, der Cocktailparty des berühmten Kosmetik-Großindustriellen Max Factor aus Hollywood, war man vollständig ausverkauft.

Der Begleitdienst beginnt gewöhnlich um sechs Uhr abends. Bis zehn Uhr wird der Kundin ein Honorar von fünf Dollars berechnet, bis Mitternacht zehn Dollars. Danach beträgt der Satz zweieinhalb Dollars die Stunde. Ein „Bummel" von sechs Uhr abends bis sechs Uhr morgens kostet fünfundzwanzig Dollars. Außerdem betragen die Spesen des Abends durchschnittlich fünfundzwanzig bis fünfundsiebzig Dollars. Die Gebühr für die Dienste eines Gesellschafters beim Lunch beträgt fünf Dollars. Ein Wochenend kostet fünfundzwanzig Dollars. Peckham stellt Begleiter sowohl für einen kurzen Ausflug wie auch für eine Reise um die Welt.

Oft erhalten die Begleiter für ihre abendlichen Dienstleistungen ein Geschenk. Eine Frau schenkte ihrem glücklichen Begleiter eine ganze Farm in Connecticut, eine andere steckte ihrem Begleiter als Trinkgeld eine Hundert-Dollar-Note zu. Die Namen und Adressen sowohl der Kundinnen als auch der Begleiter und die geschäftlichen Einzelheiten werden streng geheim gehalten.

Zuerst legte Peckham für die Begleiter eine Altersspanne von 22 bis 27 Jahren fest. Neuerdings hat er die Grenze nach oben etwas erweitert. Große, blonde Männer werden bevorzugt, aber alle müssen ein tadelloses Benehmen haben, fesselnd zu unterhalten wissen, gut tanzen können und gut gekleidet sein.

Was das Benehmen betrifft, so sind dem Begleiter alle landläufigen Dinge erlaubt, die seine Kundin nicht belästigen oder in Verlegenheit bringen. Er darf niemals mehr als einen Cocktail oder ein ähnliches Getränk innerhalb einer Stunde zu sich nehmen, darf nie die Wohnung oder das Zimmer seiner Kundin betreten und sich nie mit ihr in irgendeinem Raum aufhalten, in dem nicht wenigstens drei weitere Personen sind. Wird die Kundin betrunken, so muß der Begleiter den Oberkellner herbeirufen, die Kundin der Obhut des Personals der Gaststätte anvertrauen und nach Hause verduften.

Peckhams Leute dürfen, wenn sie im Dienst sind, ihre Bekannten durch Neigen des Kopfes oder Abnehmen des Hutes grüßen, aber sie auf keinen Fall ihren Kundinnen vorstellen.

Wünscht eine Dame einen Begleiter, so stellt Peckham zunächst fest, wohin sie gehen möchte und von welchem Typ der Mann sein soll. Dann greift er zu seiner Registratur, liest sein Verzeichnis vor, bis sie ihre Wahl trifft. Dann ruft er den Begleiter an und trifft alle weiteren nötigen Vorbereitungen.

Manche Kundinnen ziehen es vor, unter einem anderen Namen als ihrem eigenen bekannt zu sein; in diesem Falle wird dem Gesellschafter nur ihr angenommener Name bekannt.

Die Vorstellung erfolgt ungezwungen. Der Begleiter läßt sich der Kundin melden, diese erscheint pünktlich und der Dienst beginnt. Während der Fahrt im Auto nach dem vorgesehenen Ort überreicht sie ihm die beiden Kuverts, die sein Honorar und das Geld für die Ausgaben enthalten.

Die Hälfte der Kundinnen Peckhams kommen von außerhalb. Sein Dienst beschränkt sich nicht auf abendliche Begleitung. Er liefert auch Vorleser, Kreuzworträtsellöser, Sprachlehrer etc. Außerdem stehen ihm fünf berufsmäßige Einkaufs-Begleiterinnen, die zehn Dollars für einen ganztägigen Dienst berechnen, fünf Dolmetschen und ein paar Kindergärtnerinnen zur Verfügung.

Momentan ist Peckham in London und organisiert seinen Begleitdienst über ganz England. Nachher beabsichtigt er, den europäischen Kontinent zu bearbeiten.

„What's the matter, Boys? Eine neue Möglichkeit und auch das nötige Feld dazu ist vorhanden. Ein Manager her, der die Sache aufzuziehen versteht, and the job can start." D. R.

MITTEILUNGEN VOM STUDENTENHEIM AN DER E.T.H.

1. Neue Preisgestaltung.

Seit mehr als einem Jahr sind die Preise fast sämtlicher Lebensmittel unaufhörlich gestiegen. Die Gründe waren verschiedenartig. Einige Preiserhöhungen sind auf höhere Weltmarktpreise zurückzuführen (besonders die Kolonialwaren), andere auf fiskalpolitische Maßnahmen unseres Landes (vor allem Zucker und Öl) und wieder andere auf die letztjährige schlechte einheimische Obst- und Gemüseernte. Hierzu kommt die infolge der Frankenabwertung vom September letzten Jahres unvermeidliche, wenn auch bis anhin nicht große, so doch allgemeine Verteuerung. So müssen wir im Februar 1936 auf lebenswichtigen Nahrungsmitteln Preiserhöhungen von 10—20% (Fleisch und Wurstwaren), von 30—40% (Teigwaren) und bis zu 100% (Äpfel) feststellen. Angesichts dieser Tatsachen kann auch das Studentenheim seine bisherigen, vor mehr als drei Jahren festgesetzten Preise für die Mahlzeiten, die à la carte-Speisen und die Getränke, bei denen entsprechend den für die Führung des Studentenheimes geltenden Grundsätzen nur ein ganz kleiner Gewinnzuschlag einkalkuliert war, nicht mehr halten.

Die Betriebskommission hat daher in ihrer Sitzung vom 9. März d. J. beschlossen, die Preise für die Tagesplatte und die beiden festen Menus je um 10 Rappen zu erhöhen. Entsprechende Erhöhungen erfahren die Preise für die Speisen à la carte und die Getränke. Diese Anordnungen gelten vorläufig vom 1. April d. J. an für die Dauer des Sommersemesters 1937. Auf Grund der Erfahrungen des kommenden Sommersemesters wird die Betriebskommission im Herbst d. J. feststellen, ob mit diesen geringen Preissteigerungen auszukommen ist oder ob weitere Erhöhungen und event. noch andere Maßnahmen angeordnet werden müssen. — Es versteht sich von selbst, daß nicht über das Maß dessen hinausgegangen wird, was für eine gesunde, defizitfreie Finanzgebarung der Genossenschaft Studentenheim an der E.T.H. unerläßlich ist. — Der Jahresrechnung 1936/37 (1. April bis 31. März), die in einer spätern Ausgabe des Zürcher Student wieder veröffentlicht werden wird, mag entnommen werden, wieviel ungünstiger infolge der Erhöhung der Lebensmittelpreise im Betriebsjahre 1936/37 trotz vermehrter Sparmaßnahmen gearbeitet werden mußte, als im Vorjahre.

2. Verdunkelungsmaßnahmen.

Um alle nicht absolut notwendigen Ausgaben zurzeit zu vermeiden, hat die Betriebskommission beschlossen, nicht alle Räume des Studentenheimes mit Verdunkelungsvorhängen u.s.w. zu versehen.

Es werden dementsprechend vorläufig nicht verdunkelt und daher bei Verdunkelungsübungen oder im Ernstfalle geschlos-

sen: das Café im Erdgeschoß und der ganze erste Stock. Alle übrigen Räume, also vor allem die Mensa I und die Mensa II, können verdunkelt werden und daher im Betrieb bleiben.

Die Gäste des Studentenheimes werden höflich gebeten, bei den kommenden Verdunkelungsübungen die Anordnungen der Leitung (die mit dem Lautsprecher bekanntgegeben werden) und der Angestellten des Studentenheimes zu befolgen, damit die Verdunkelungsmaßnahmen rasch und störungslos ausgeführt werden können.

Der Präsident der Betriebskommission: Dr. H. Boßhardt.

DIE KUPPLER KOMMEN!

Die Notschreie nach einer akademischen Gemeinschaft sind in allerletzter Zeit wieder etwas verstummt. Die Zahl derer aber, denen das Fehlen von Bekanntschaften und Studienkameradschaften keine Ruhe mehr läßt, dürfte nicht kleiner geworden sein.

Man hat im letzten Semester versucht, den Präsidenten der Studentenschaft für diese Kuppelei heranzuziehen. Da ich der „Geplagte" war, hätte ich es lieber gesehen, wenn die Initiative zur praktischen Durchführung zu anderer Zeit ergriffen worden wäre. Weder der Präsident der Studentenschaft noch der Kleine Studentenrat können sich über einen Mangel an Bekanntschaften beklagen, denn gerade um in solch „hohe Würden" kommen zu können, müssen sie schon allgemein bekannt und (wenn immer möglich) beliebt sein.

Ich glaubte, offen gestanden, zuerst gar nicht an das Gefasel von der akademischen Gemeinschaft. Ich kannte ja diesen und jenen, und die kannten wieder eine Menge Leute, und die Zahl der Bekanntschaften stieg mit jedem Semester. Der Kreis innerhalb der Studenten schien mir geschlossen.

Nun lernte ich aber gerade im letzten Semester verschiedene Kommilitonen kennen, die außerhalb dieses Kreises stehen oder aber trotz vieler Bekanntschaften ohne wertvolle Freundschaft sind, und unter ihnen waren auch Kommilitoninnen. Nachdem ich mich persönlich von dem Mißstand überzeugt hatte, kam die Frage vor den Kleinen Studentenrat.

Frage: Wie soll man kuppeln, wann soll man kuppeln und wodurch?

Wir beschlossen vorerst, keine Kommission zu gründen und mit der Kuppelungsaktion gleich zu Anfang des Semesters zu beginnen, weil uns der Frühling für solche und ähnliche Unternehmen förderlich schien. Nichts aber vermag wohl den Menschen mit der Gemeinschaft mehr zu verbinden, als das gemeinsame Erlebnis. Der Kleine Studentenrat hat deshalb folgende Projekte, die zur Durchführung gelangen sollen, ins Auge gefaßt:

Zweimaliger gemeinsamer Besuch der Serenaden im Großmünster-Kreuzgang, evtl. Schloß Rapperswil,

ein Mai-Nachtbummel auf die Forch, evtl. auf den Uto, je nach Wunsch.

Aufgeboten dazu sind:

1. Alle, die die akademische Gemeinschaft suchen und bis jetzt noch nicht gefunden haben.
2. Alle, die sich für das Zustandekommen der akademischen Gemeinschaft eingesetzt haben und einsetzen wollen, die sog. Kuppler.
3. Alle Studenten, die an einem dieser Abende frei sind und nicht wissen, wie die Zeit totzuschlagen.

Das Datum der ersten Serenade, die als erste Kuppelungsgelegenheit in Frage kommt, ist uns noch nicht bekannt. Melden Sie sich trotzdem sofort auf unserem Sekretariat, Künstlergasse 15, zum gemeinsamen Besuch der Serenade oder zum Maibummel oder am liebsten für beides an. Über die Einzelheiten der Durchführung werden wir Ihnen persönlich Bericht geben. Den Marschbefehl für den Mainachtbummel und die zweite Serenade werden Sie im nächsten „Zürcher Student" vorfinden.

Für weitere Anregungen in dieser Sache von seiten der Kommilitoninnen und Kommilitonen sind wir dankbar.

Fr. Kubli, oec.

UNIVERSITÄT.

Promotionen.

Die Doktorwürde wurde im Monat März, gestützt auf die abgelegte Prüfung und die nachfolgend bezeichnete Dissertation, verliehen:

Von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät:

a) Doktor beider Rechte:

Brunner, Hanspeter, von Winterthur und Hemberg, St. Gallen: „Zwangskartelle. Rechtsverhältnisse von Zwangskartellen in der Schweiz und in Deutschland."

Kägi, Oskar Werner, von Turbenthal: „Zur Entstehung, Wandlung und Problematik des Gewaltenteilungsprinzipes. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte und Verfassungslehre."

Grude-Oettli, Natalie, Frau, von Oranienburg, Deutschland: „John Stuart Mill zwischen Liberalismus und Sozialismus."

Leemann, Silvia Verena, von Meilen: „Die Vormerkung von Verfügungsbeschränkungen im Grundbuch nach dem schweiz. Zivilgesetzbuch."

Steinlin, Peter, von St. Gallen: „Die Wiedereinbürgerung ehemaliger Schweizerbürger nach schweizerischem Bundesrecht."

Meyer, Wilfried, von Olten: „Der Schutz gegen Änderung und Entstellung von Werken der bildenden Kunst."

Sturzenegger, Ruth, von Reute, Appenzell A.-Rh.: „Die Verwandtenunterstützungspflicht nach schweizerischem Recht."

b) Doktor der Volkswirtschaft:

Züllig, Friedrich Eduard, von Romanshorn: „Die philippinische Tabakindustrie."

Zahner, Max, von Turbenthal: „Die Gewerbebank Zürich 1868—1935."

Von der medizinischen Fakultät:

Smedresman, Sidney, von New York, USA.: „Resultate vergleichender statistischer Untersuchungen an Skoliosen in zwei verschiedenen Generationen derselben Bevölkerung."

Hofmann, Frieda, von Marthalen (med. dent.): „Die direkte Pulpa-Überkappung nach der Dentinsplittermethode. Klinische und histologische Untersuchungen."

Gsell, Hermann, von Räuchlisberg, Thurgau: „Alkoholismus und Morbidität. Nach einer Statistik männlicher Patienten der Medizinischen Klinik aus dem Jahre 1933.

Burgener, Andreas, von Visp: „Das Pyelogramm bei Nierentumoren. Betrachtungen zur Röntgendiagnose."

Schütt, Erich, von Solothurn: „Stoffwechselversuche mit Hexahydrohippursäure und Hexahydrobenzoyl-Sarkosin."

Pfister-Amende, Maria, Frau, von Hombrechtikon: „Zwei Fälle von Kindstötung in psychiatrischer Beurteilung."

Von der veterinär-medizinischen Fakultät:

Jung, Peter, von Winterthur: „Die Entwicklung des Schweine-Eierstockes bis zur Geburt."

Cohn, Hans Helmut, von Namslau, Deutschland: „Beitrag zur Frage des tierischen Haarpigmentes mit besonderer Berücksichtigung der Pigmentausbleichung."

Frey, Oskar, von Illnau: „Experimentelle und klinische Beobachtungen bei der Infektion des Pferdes mit Streptococcus equi."

Von der philosophischen Fakultät I:

Walser, Werner, von Winterthur und Wald, Appenzell: „Zur Charakteristik der Mundart des Aosta-Tales."

Guzik, Markus, Hirsch, von Lezajsk, Polen: „Die Achikar-Erzählung nach der syrischen Handschrift Cod. Sachau Nr. 336 der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin."

Schneider, Hedwig, von Arni, Bern: „Die bernische Industrie- und Handelspolitik im 17. und 18. Jahrhundert."

Müller, Richard, von Unterkulm, Aargau: „Dichtung und bildende Kunst im Zeitalter des deutschen Barocks."

Von der philosophischen Fakultät II:

Bäschlin, Max, von Schaffhausen: „Wasserhaushalt, Erosion und Verbauung an Wildbächen."

Kortschak, Hugo Peter, von New York, USA.: „Untersuchungen über mittelstarke Elektrolyte."

Frey, Eugen, von Illnau: „Vergleichend-anatomische Untersuchungen über die basale optische Wurzel, die Commissura transversa Gudden und über eine Verbindung der Netzhaut mit dem vegetativen Gebiet im Hypothalamus durch eine ‚dorsale hypothalamische Wurzel' des Nervus opticus bei Amnioten."

Kunz, Robert Max, von Fläsch, Graub.: „I. Neue oxydative Methoden. II. Reduktive Kondensation von Glukose mit Aminen."

Boesch, Hans H., von Ebnat: „Geologie der zentralen Unterengadiner Dolomiten zwischen Ofenpaßhöhe und V. Laschadura (Graub.) (Stratigraphie, Tektonik, Morphologie)."

Zürich, den 5. April 1937. Der Sekretär: F. Peter.

SPORT.

Im Sommer-Semester werden für Studenten und Studentinnen, wie alljährlich, wieder Trainings unter kundiger Leitung durchgeführt. Es sind besondere Gruppen für allgemeines Turnen, Leichtathletik, Handball und Schwimmen vorgesehen. Da zur Zeit die genauen Daten noch nicht festgestellt sind, verweisen wir auf den Anschlag am „Schwarzen Brett".

Die Trainingskarten (Fr. 2.— pro Semester) sind bei den betreffenden Leitern oder auf der A. S. K. erhältlich. A. S. K.

Jiu Jitsu-Club Zürich: Ausbildung und Training in japanischem Ringen und Selbstverteidigung, 3mal wöchentlich im Apartment-House Zeltweg. Weitere Auskunft durch den Trainer, Tel. 73.547.

BÜCHERBESPRECHUNGEN.

Dr. Hans Nawiasky: Aufbau und Begriff der Eidgenossenschaft. Eine staatsrechtliche Betrachtung. St. Gallen 1937.

Es handelt sich bei diesem dünnen Bändchen um einen Versuch, in gedrängter Form den Aufbau unseres Staatswesens vom ausschließlich staatsrechtlichen Standpunkt aus darzulegen. So sehr dadurch auch die Gefahr der ideologisch gefärbten Interpretation und der politischen Begriffsunsicherheit in der Betrachtung ausgeschaltet werden kann, so wäre es doch falsch, zu glauben, daß auf der sauberen Basis des juristischen Denkens ein objektiv richtiges Bild gewonnen werden könnte: auch hier, wo eine mehr oder weniger abgeklärte Terminologie zur Verfügung steht, muß man sich auf eine subjektive Deutung bescheiden, entsteht eine staatsrechtliche Wirklichkeit — und um deren Ergründung handelt es sich ja — doch nicht primär durch eine staatsrechtliche Idee, sondern vor allem durch eine politische und nicht nur durch eine solche, sondern wesentlich durch das Kräftespiel der Machtverhältnisse, der Bedürfnisse und Möglichkeiten in der gegebenen Situation. Ist doch überhaupt die Schaffung oder Neugestaltung eines Staates etwas so durchaus Lebendiges und zum Teil Eigengesetzliches, daß die Theorie, das Vorbild, nur insofern im Geschaffenen weiter wirksam ist, als die gewordene oder neugewordene staatliche Wirklichkeit ihr Kompromiß mit der Realität ist. So ist also die Darstellung des staatsrechtlichen Aufbaues eines Staates weitgehend der persönlichen Anschauung und dem theoretischen Standort des Betrachters unterworfen. Es kann sich hier nicht darum handeln, zu derjenigen Nawiaskys Stellung zu nehmen. Sie ist zweifelsohne interessant und der Diskussion wert. Der Autor bemüht sich vor allem um den Beweis einer Gleichordnung von Bund und Kantonen, m. a. W. von Zentralstaat und Gliedstaaten, wobei er den erstern scharf gegenüber der übergeordneten Instanz des „Gesamtstaates", der Eidgenossenschaft, abgrenzt. Daraus ergibt sich folgerichtig, daß Nawiasky trotz Anerkennung des föderativen Grundgefüges der Schweiz einer einheitsstaatlichen Auffassung unseres Staates zuneigt, ohne sich aber ganz für diese entscheiden zu können: er sieht die Lösung in dem etwas vieldeutigen Begriff der „föderativen Demokratie".

Hermann Spörri: Schweizerische Demokratie und Wirtschaftsordnung. Entwurf zu einer neuen Bundesverfassung und zu einem Gesetz über die Berufsverbände. Bern 1937.

Den zahlreichen Vorschlägen zur Anpassung unseres staatlichen Grundgesetzes an die veränderten politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse

fügt Spörri einen weiteren bei, indem er einen vollständigen Entwurf einer neuen Bundesverfassung mit 101 Artikeln ausarbeitete und diesem den Entwurf eines „Bundesgesetzes betr. die Berufsverbände und die Organisation der Volkswirtschaft" beigab. Er zeigt dabei eine bemerkenswerte Aufgeschlossenheit gegenüber den neuen politischen Ideen und gelangt zu einer von der geltenden Verfassung grundsätzlich verschiedenen Ordnung. Ob eine solche schon zum vornherein bis ins kleinste staatsrechtliche Detail ausgeklügelte Neuordnung Aussicht auf eine entsprechende Verwirklichung habe, ist eine andere Frage. Wir haben das Problem schon beim Hinweis auf Nawiaskys Schrift kurz angedeutet. Wnn.

Festgabe Fritz Fleiner. Polygraphischer Verlag A.-G., Zürich.

Die Dozentenschaft der staats- und rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich hat dem verehrten Fachkollegen anläßlich seines siebzigsten Geburtstages am 24. Januar 1937 eine Festschrift überreicht, die sowohl den Jubilar als auch die Dedizierenden ehrt. Wenn dieser Tag auch nicht mit jener äußeren Festlichkeit begangen wurde, wie sie dem großen Juristen und glänzenden Lehrer zweifellos gebührt hätte, so legt doch die vorliegende Schrift Zeugnis ab von der Dankbarkeit und Verehrung, die ihm seine Schüler und Kollegen entgegenbringen. Es ist keine prunkvolle Jubiläumsschrift geworden, wie wir solche auch schon gesehen haben; aber die innerlich und äußerlich gediegene Festgabe erfreut gerade durch ihre vornehme, im besten Sinne schweizerische Einfachheit. Auf die Fülle der einzelnen Beiträge, die sich zum Teil mit höchst aktuellen Fragen aus der Rechts- und Wirtschaftswissenschaft auseinandersetzen, hinzuweisen, fehlt hier der Raum und ist auszugsweise schon an andern Orten und von berufener Seite geschehen. Mit dem Dank aber, den die juristische Fakultät dem hervorragenden Menschen und Lehrer entgegenbringt, verbindet sich auch der Wunsch der Studentenschaft, daß das wissenschaftliche Lebenswerk Prof. Fleiners weiterhin gedeihen möge und die Jugend von dem Reichtum dieses Geistes und dieser Persönlichkeit noch viele Jahre lang mit Begeisterung zehren darf. F. T

Die nächste Nummer erscheint am 19. Mai Redaktionsschluß 5. Mai.

Zuschriften sind an den Redaktor des Zürcher Student: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

In Leder getriebene

Familienwappen

Wappen aller Korporationen

Cigarettenetuis, Brieftaschen etc. mit od. ohne Wappen

Künstlerische Ausführung mit persönlicher Note

LOHRER & HAEFELI ZELTWEG 35 (Eingang im Hof) TELEPHON 44.182